

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Heilige Nacht
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heilige Nacht!

Von Ernst Zahn, Gössenen.

Die Gaisbäuerin hatte einen frohen Morgen. In aller leuchtenden Herrgottsfrühe war sie auf den Beinen gewesen und hatte die Fegerei fortgesetzt, die sie gestern an ihrer baufälligen Hütte begonnen. Die knarrenden Flurbretter, die ausgetretene Hühnerstiege, die Steinplatten beim Eingang und an der Hüttenfront, erst recht aber die Stubenboden hatte die kräftige Hand des Weibes mit Bürste und Sand bearbeitet. Just war sie mit dem Waschen der Scheiben ihrer kleinen Fenster fertig geworden, und nun wollte es ihr scheinen, als sehe sich durch diese das wintrige, vom Morgengoldschein überflossene Land draußen noch einmal so himmelig und gottgeleget an. Sie legte die Hand über die Augen, als sie dieselben von dem Schneegelände abwandte; das Glitzern der Schneeförner im Thalboden, die Flammenglorie, die um die ewigen Firne lohte, hatten sie geblendet. Das gedämpfte Licht ihrer niederen Wohnstube that ihr wohl darnach. Sie war vom Fenster zurückgetreten, that ein paar Schritte der Thür entgegen, auf neue Arbeit bedacht, und blieb dann plötzlich stehen, als lasse ein froher Gedanke sie alles um sich her vergessen. Ein heimliches Lächeln stahl sich über ihr hageres, gelbblasses Gesicht, und ihre Linke griff, ihr fast unbewußt, nach einem zerknitterten Briefe zurück, der aus der Tasche ihres groben Rockes hinter der rauen Schürze aus Saß-Tuch hervor sah.

Die Gaisbäuerin — manche nannten sie auch mit ihrem Namen das „Waller-Rosi“ — war ein rüstiges, kaum mehr denn vierzig Jahre zählendes Weib von mittelgroßer Gestalt. Ihr glattgeschleitetes Haar war kohlschwarz, und just so dunkel waren die starken Brauen über ihre großen, braunen Augen gestrichen. Sie war arm, aber sie hatte für sich und den Buben zu essen und fühlte die Armut nicht. Darüber, daß andere es besser hatten, hatte sie nie geklagt. Dennoch lagen die tiefen Rinnen ihr zwischen den Augen und um den Mund, welche die Sorge mit dem Blutstift in Menschengesichter eingräbt. Und sie hatte einen herben Mund, wie die, welche das Unglück verwunden, ohne zu flennen.

Die Gaisbäuerin hieß sie seit Jahren, seit den vielen Jahren, daß ihr Mann fort war, und zwar, weil sie gegen arme Miete fremde Biegen in ihren Stall nahm, der für die beiden Tiere zu groß war, die sie zu halten vermochte.

Ihre Hütte lag am äußersten Ende von Ebenalp, dort, wo der Saumweg höher ins Gebirge führte, und weit genug von dem Haufen der übrigen Wohnstätten entfernt, um in dem einsamen, auf weiter Hochebene stehenden Bergdorf, doppelt einsam zu sein. Aber das Rosi begehrte nichts anderes. Das Leben des Weibes war ausgefüllt durch die Sorge um den einzigen Buben und die Liebe zu dem und — eine tapfer bewährte Hoffnung, eine Hoffnung, die sich bald erfüllen sollte.

Die Gaisbäuerin stand und lächelte abermals verloren in sich hinein. Dabei traf ihr Blick den weißgeschuerten Tisch, darauf eine zerbrochene Schale mit Milch, Käse, Brot und Besteck noch eines Eßers harreten. Der Ausdruck glücklichen Sinnes in dem Gesicht des Weibes wechselte zu dem plötzlichen Staunens.

„Was ist auch mit dem?“ fuhr es ihr heraus.

Ein paar hastige Schritte — dann stand sie am Fuß der zur Dachkammer führenden Leiter.

„Placi“, scholl ihre scharfe, helle Stimme nach oben.

Keine Antwort kam ihr.

Ein unmerkliches Zittern in den Zügen verriet, wie eine leise Unruhe sie faßte. Sie stieg über die Sprossen hinauf. Von der obersten ließ sie nochmals den Ruf laut werden.

„Ja“, klang ihr in heiserem, scheinbar verdrossenem Tone der Beiseid.

„Wo bleibst denn? Soll s'Morgenessen noch lang auf dem Tisch stehen?“

„Wenn sonst nichts auf mich wartet, komm' ich noch lang' früh g'nug!“

Ein sonderbares Gerede! Die Bäuerin erklimm den Dachboden. Die Kammerthür drüben war nur angelehnt. Sie stieß sie mit harter Faust zurück. Dann blieb sie plötzlich stehen und krallte, rückwärts greifend, die Finger um den Thürpfosten.

Ihr Bub, der Placid, saß angekleidet auf seinem unberührten Bett. Ein hochstämmiger Mensch von zwanzig Jahren mit bartlosem, dem der Mutter nachgeschnittenen Gesicht, das in guten Tagen einen klugen, ehrlichen Ausdruck hatte. Schwarzes, kurzes Haar, dieselben dichten Brauen über dunkeln Augen; aber in den Augen war jetzt ein verschleierter, ins Leere gerichteter Blick, halb wie in Scheu, halb wie in flackerndem Zorne unstät, der das Weib auf die Schwelle bannte. Just so hatte damals ein anderer ausgesehen, einer, der ihr so nahe stand, wie dieser! Die Rosi griff mit der Rechten zur Kehle, als enge sie das Halstuch.

„Wa — was hat's geben?“ brachte sie heraus.

Der Placid schaute sie an. Ein stockender Atem, halb wie ein niedergezwungenes Schluchzen hob seine Brust.

„Ist der Landjäger noch nicht da, Mutter?“

Das gab der Wallerin Gewißheit des Unglücks. Und ihre sonderbare Kraft, die alles Glend überwand, kam ihr wieder. Sie verschränkte die Arme.

„Verzähl“, gebot sie.

„Der Treschen-Melk — wir sind im „Kreuz“ g'wesen, er und ich und andere die Nacht. Es ist mehr g'reb't worden als gut g'wesen ist! Ich hab' vom Vater ang'fangen, und daß wir ihn g'wärtig sind Tag für Tag! Der Melk hat s'Gesicht verzogen. „Ist es verjährt? Hat er Mut jetzt?“ fängt er an. Ich hab's nicht helfen können, daß ich g'antwortet hab'. Ein Wort hat s'ander 'geben. — Aber ich hab' an Euch denkt und an — unsere Freud — und bin fort! — Er mir nach! Und — an s'Christens Haus hab' ich ihn liegen lassen!“

Die Bäuerin ließ die Arme schlaff am Leibe sinken. Ein Nechzen entrang sich ihr. Ohne ein Wort wendete sie sich und stieg nach ihrer Stube hinab.

„Mutter!“

Der Placid taumelte bis zur Treppe und starrte ihr voll Verzweiflung nach. Und als sie keinen Trost für ihn hatte, schlug er mit dem Oberkörper über das Stiegengeländer und flennete.

So einer aus dem felsartigen Bergvolk weint, mag es einen kalt durchschauern; dem ist sein ureigenstes Leben in die Brüche gegangen.

Unten saß die Rosi am Tisch. Sie hatte des Buben Morgenbrot vor sich und stierte mit thränenlosen Augen darauf nieder. Nach einer Weile griff sie den Brief aus der Tasche, schob das Geschirr von sich und strich, tief in Gedanken und langsam, das Papier auf dem Tische glatt. Sie las nicht, was darauf stand, sie hatte es nicht nötig, das kannte sie auswendig, aber Saß um Saß gieng ihr durch den Kopf.

Einer war darin: Ich komme bald heim, aber ich schreibe nicht, wann; ich will Euch überraschen.

Herrgott! Vor Wochen war der Brief angelangt, und jeden Tag konnte er kommen, jeden, und heute besonders, heute! Es war ja Bescherstag! Es gieng dem heiligen Abend entgegen!

Darauf tauchte des Schreibers Bild in ihr auf. Eine lange Zeit war der Felix, ihr Mann, nun fort! Er hatte fort müssen. Sein jaches Blut — just wie das des Buben — im Streit hatte er einen mit dem Messer schwer getroffen. Und so hatte sie ihn sitzen sehen wie den Placid, just so verzweifelt und voll nagender Reue; denn im Grunde war er ein braver Mensch. Weil er das war, und weil sie aneinander hiengen mit jeder Herzensfaser, hatte sie ihm verziehen. In der ersten Angst hatte sie ihn zur Flucht gedrängt; dann war er fort über den Berg. In Amerika war er wieder aufgetaucht. Dort war es ihm ergangen, wie es solchen geht, die zäh und unverdrossen schaffen, er hatte sich wohl durchgebracht. Ein paar Mal war Geld von ihm gekommen. Und Geld brachte er heim, hatte er geschrieben, ein ganz schönes Stück!

Heim! — Er kam bald! — Er konnte heute kommen! —

Und zum Gruß fand er seinen Buben — eingesteckt!

Die grausame Furcht überfiel abermals die Bäuerin. Sie taumelte empor und wollte dem Placid hinaufrufen, daß er fliehe. Die Justiz war langsam zu Ebenalp.

Doch wie sie die Treppe erreichte, knarrte unten die Hütten-



thür. Sie neigte sich über das Geländer und blickte hinunter. Der Meier-Beri, der Landjäger, kam stoßbewaffnet, schwereschrittig, die ächzende Stiege herauf.

Und schon stand der Placid oben bereit. Er war auf einmal ganz ruhig und geduldig, und etwas wie eine stille Würde lag in der Art, wie er sich dem Polizisten überlieferte.

Die Rossi war in ihre Stube zurückgetreten und hatte die Thüre hinter sich zugezogen. Derweil draußen die Schritte der Niedersteigenden verhallten, staunte sie wirren Sinnes in die lichtgebadete Ebene hinaus. Die Mittagsgstunden rückten heran. Ein leises Tauen hob an auf der Schneedecke des Geländes. Ueber den Höhen lag der Feierglanz eines heiligen Tages.

Und langsam reichten sich die Stunden dem Bescher-Abend entgegen.

Der letzte Bahnzug leuchtete in den kleinen Steger Bahnhof. Er war fast leer. Wer reiste am heiligen Abend? Ein paar Bahnbeamte stiegen aus, und aus einem Wagen dritter Klasse arbeitete sich ein schwarzbärtiger Mann in dickem Rock, in der einen Hand einen Stock, in der andern einen schweren, nicht gar fürnehmen Handkoffer tragend. Er blieb zwischen den Schienen stehen, rieb sich mit der breiten, zerarbeiteten Hand die Augen und suchte im Licht der zwei Petrol-Laternen sich über den Ausgang zu vergewissern. Er entdeckte diesen und schritt hindurch, etwas unsicheren Ganges wie einer, der reifemüde ist; auch schleppte er schwerer an seinem Gepäck, als bei seiner Kraftgestalt zu erwarten gewesen wäre. Im Licht der Lampen erschien sein Gesicht von einer seltsamen, krankhaften Färbung, obgleich es nicht bleich war. Doch verdeckte der wuchernde, schwarze, von Grau leicht untermischte Bart einen beträchtlichen Teil der Züge, und es ließ sich nur der ernsthafte, fast finstere Ausdruck der Augen und die von unzähligen Strichen gefurchte Stirne deutlich unterscheiden. Den Kopf bedeckte ein rauher Filz, der wie das übrige Gewand und das Wesen des Ankömmlings jenen untrüglichen Typ des heimkehrenden Auswanderers trug. Der Mann überschritt den Platz hinter dem Stationsgebäude. Es war Nacht, aber mit ziemlicher Sicherheit bemerkt er noch seine Straße.

Drüben stand eine Hütte, aus deren Fenster sich Einer beugte, den der Ankommene zu kennen schien.

"Halloh, Negli," brummte seine rauchtonige Stimme zum Fenster empor.

"Wer ist jetzt das?" staunte der von oben und suchte umsonst mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen.

"Kennst du mich nicht mehr?"

"Nicht, daß ich's könnt' sagen."

"Den Walfer-Felz!"

"Lug da! Komm herauf! So komm!"

Der Negli war hastig vom Fenster zurückgetreten. Man hörte, wie der Ueberraschte seinem Weibe Aufschluß gab. Auf der Stiege begrüßte er den Walfer, der seiner Ladung gefolgt war.



Eug. Rorschach 97

Das Weib des Bauern empfing sie in der Stube, zu der sie stiegen. Die Leute mühten sich freundlich um den Gast. Sie wollten ihm Speise und Trank vorsetzen, doch er lehnte ab. Dann mußte er auf ihre neugierigen Fragen Bescheid geben. Er that es im heimischen Dialekt, den er nicht vergessen hatte, obwohl ein fremder Accent zuweilen anklang. Darauf luden sie ihn ein, die Nacht zu bleiben. Aber eine Unruhe hatte ihn gefaßt, seit er die Stube betreten hatte. — Ein-, zweimal strich er mit der Hand über die Stirn, als wische er einen Schatten hinweg. Er nahm nicht einmal den Stuhl an, den sie ihm boten.

"Bin ich jetzt so weit, will ich g'rad noch ganz heim," redete er.

Jetzt — bei der Nacht? Bleibet doch hier. Es ist auch kein Weg durch s' Steger Loch so spät," warnte die Bäuerin. "Und es liegt viel Schnee," fügte der Bauer hinzu.

"Ach, ich kenne ja den Weg, und s'ist mondhell," gab der andere fast ungeduldig zum Bescheid und schickte sich zum Gehen an. Dann besann er sich. "Den Koffer möcht' ich euch am End' schon hier lassen," meinte er.

Sie nahmen das Gepäckstück zu Handen, dann geleiteten sie ihn über die Treppe. Die Bäuerin leuchtete mit der Lampe.

"Nu, Walfer, bleibet doch da," ermunterte sie ihn noch einmal.

Da wendete er ihr voll das Gesicht zu. Es suchte in seinen rauhen Zügen. "Ich hätt' doch kein' Ruh, Frau, so nah bei ihnen! Und überausen möcht' ich sie doch am liebsten g'rad heut'."

Er dankte. Darnach nahm er Abschied und trat in die Schatten des ansteigenden Hanges hinaus. Noch im letzten Augenblick hatte es dem Negli erschienen, als schließe er blitzgleich die Augen, wie einer, den ein Schwindel befällt und wieder verläßt.

"Ich wollt', er wär' da' blieben! Und doch — z'verdenken ist es ihm nicht, daß er heim will," murmelte er, als er mit seinem Weibe ins Haus trat.

Indessen stieg der Walfer den Weg nach Ebenalp bergan. Er gieng eine breite, aber zur Nachtzeit völlig verlassene Straße. Ein paar Hütten, aus deren Fenstern ein matter Lichtschein auf den Schneepfad quoll, standen noch zur Rechten, dann ließ er die Wohnstätten hinter sich, und eine Steinwildeis nahm ihn auf. Das Getöse stürzenden Wassers erfüllte die Felsenenge, durch welche der Weg sich emporwand. Düster und zum Greifen nahe starrten auf der einen Seite desselben die grauen Wände auf; auf der andern war der Abgrund, in dessen Tiefen der Alpbach züchte. Hoch oben der sterngelegnete Himmel, und über den Schroffen zuweilen ein im Schein der hellen Nacht aufragendes Tannengerippe. Jenseits des Baches floß ein Silberstrom an den Bergen nieder. Der Mond beschien die nackten Mauern und ließ die schneebehangenen Grasbüschel und Sträucher erkennen, die gleich weißem Haarwust aus finsternem Gesicht da und dort aus Felsfurchen traten.

Ein an den Firnen gekühlter Föhn strich thalwärts. Er hinderte den mühsam Aufsteigenden im Schreiten und machte dem ohnehin sonderbar Müden den Weg schwer. Aber je höher der Walker kam, desto eifriger stampfte er den harten Schnee. Sein Herz begann zu klopfen; manchmal wurde der freudige Schlag so laut, daß er anhalten mußte, um zu atmen. Dann wollte es ihm mit jedem Male scheinen, als wäre es ein Kunststück, die Füße aufs neue in Bewegung zu setzen, und sein Ansichren war ein Taumeln und Straucheln.

Wie das nur kam! Und der eigentümliche Druck über den Brauen, als falle ein schweres Tuch ihm über Kopf und Augen!

Der Felix murmelte ein unwirkliches Wort in sich hinein. Dann trieben ihn die Unruhe und die ungeduldige Erwartung wieder vorwärts. Und er war glücklich, wie er es sein ganzes Leben hindurch nicht gewesen war. Eine Weicheit kam über ihn, die sonst nicht in seiner Natur lag. Er fann daran, daß er Heimluft einsog, daß er — in der nächsten Stunde — um ein paar Wegwindungen noch — daheim sein werde! Herrgott, er hatte sein Leben lang nicht viel darnach gefragt, ob Weihnachten oder irgend ein anderer Festtag würde! Aber so — so feierlich mochte kaum dem Pfarrer zu Mute sein, wenn er um Mitternacht die Messe hielt! — Fester trieb er den Stock ein und stieg und stieg.

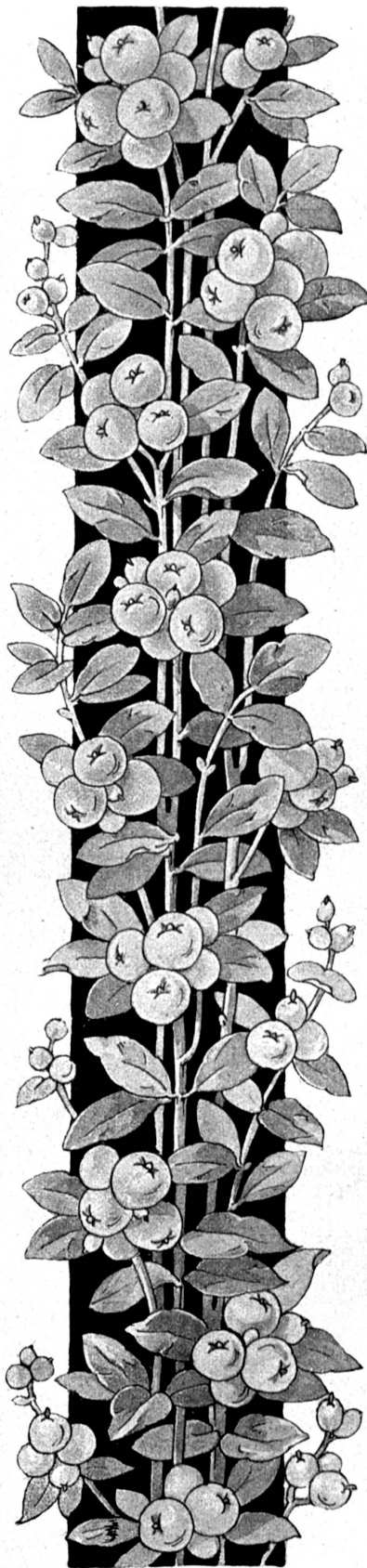
Jetzt weitete sich das Thal. Er überlief ein Stück taghell erleuchteten Weges, das weiter oben wieder in Felsen verschwand. Jene Windung noch — dann — dahinten lag das Heimbord!

Nun wölbte sich ein Tunnel über den Weg, zum Schutz wider die Lawinen gebaut. Der Walker blieb vor dem dunkeln Loche stehen. Wieder faßte ihn der leichte Schwindel. Als er wieder klar sah, schaute er nach dem schwarzblauen Himmel, den die Mablasterfäulen der Berge trugen. Er war in den Bergen aufgewachsen; aber die unsagbare Klarheit der Nacht und die gewaltige Feierstille zwangen den Rauhen zu einem ihm fremden Thun. Er legte die harten, erdfebenen Finger über seinem Stocke zusammen, wie zum Gebet. Und er wollte beten, aber er wußte keine Formel und keinen Spruch. Und unbewußt sprach er ganz laut und mit zitterndem Freudegefühl den Namen der Walker-Mosi. Und dann den des Buben.

Und in demselben Augenblick schlug er wie vom Blitz getroffen zu Boden. Er fühlte es kaum, wie es ihn packte. Jäh — gewaltsam bettete ihn einer in den Schnee und an die menschenverlassene Straße, der ihn gezeichnet hatte, lang ehe er die Fremde wieder gegen die Heimat getauscht hatte.

Die hohe, wunderklare, die heilige Nacht leuchtete über dem Gestorbenen.

Um dieselbe Stunde hatte in ihrer Hütte die Walkerin in der verödeten Stube gesessen, bei trüb brennender Lampe, einen alten Katechismus vor



Eng. Förschachs 98

sich auf dem Tisch. Und hatte die Hände über das Buch gebreitet und, den Blick auf die rohe, altersbraune Uhr gerichtet, gestammelt:

„Heilige Maria, und Du Herr Jesus, Dank! Heut' z'Abend kommt er jetzt doch wohl nicht mehr!“

Christgruß.

Es fällt en wiße Schleier
Ganz listig hüt ufs Land,
De händ is d'Engeli gwobe
Mit ihrer liebe Hand.

Sie händ mängs goldigs Stärndli
Jäntume dri verstreut,
Und hie und do im Zettel
En schwarze fade gleit.

Es nieders Mönstschchindli
Verwütscht en Teil dervo —
I wett, du hätts von Allue
S' schönst Blähli übercho.

Sophie Hämmerli-Marti, Lengzburg.

Stilles Glück.

(Solothurner Mundart).

Bim Mönstschyn göh mer zäme hei
Und Beidi thüemer schwyge;
's het jedes von ihs z' dänke gnue:
Wie glücklich as mer syge.

Do fällt es Stärnli — du blybsch stoh:
„Säg doch, was hets z' bedüte?“
's heb Eine 's Schägeli verloht,
Das seit me bi de Kütel!

Du luegsch mi ah und drücksch mer
d'Hang,
I ha di wohl verstanget:
„Gäll, üfers Stärnli, das fällt nie?“ —
— Druf sy mer heizue gange. —

Erlinsbach-Marau.

J. Reinhart.